



Klimaanpassung durch Stadtgrün: Urbane Landwirtschaft in Leipzig

5. Sächsischer Klimakongress der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Dresden, 3.12.2011

von **Andrea Baier, Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis**

Ich möchte beginnen mit einem Zitat aus einer Radiosendung des SWR2:

„Gärtnern lässt die Brachflächen sprießen, vereint Arm und Reich, sorgt für bewusste Ernährung, Gesundheit bei sinnbehaftetem Tun, () ist der Stachel im Fleisch des Kapitalismus, verbessert das Klima, hinterlässt einen minimalen ökologischen Fußabdruck (und) macht schlau, unabhängig und selbstbewusst“, so wird in „Saat des Sieges“ – einer dramatischen Komödie von Martin Lissek – der „mediale Konsens“ in Bezug auf die neuen urbanen Gärten leicht ironisch zusammengefasst. Das politische Selbstverständnis der Neuen GärtnerInnen ist damit gar nicht schlecht, wenn auch womöglich noch nicht einmal umfassend beschrieben.

In Leipzig fing es an mit den Nachbarschaftsgärten in Lindenau, einem Quartier im Westen der Stadt.¹ 2003 überlegten die AktivistInnen des Stadtteilvereins einen großen Gemeinschaftsgarten im Viertel aufzubauen: „Sie haben das ‚Nachbarschaftsgärten‘ genannt, bevor dieser Begriff überhaupt im allgemeinen Bewusstsein existierte, bevor es eine genauere Vorstellung davon gab, was das überhaupt ist oder sein könnte“, sagt ein späterer Mitgärtner, „dass man sich damit in den Kontext einer Bewegung, eines Aufbruchs stellte, war damals noch nicht so klar“.² Leipzig-Lindenau war seit der Wende von Abwanderung und Leerstand geprägt. Und wie in New York, wo es schon seit Mitte der 1970er Jahren Community Gardens gibt, sollte die Verwandlung einer heruntergekommenen Brache in eine grüne Freifläche, die von AnwohnerInnen als Treffpunkt, als Plattform, als Gemüsegarten genutzt werden kann, der allgemeinen Depression und Verwahrlosung entgegenwirken.

In dem Block Josephstraße/Siemeringstraße hatte ein Schweizer Unternehmen Anfang der 1990er das Gelände einer ehemaligen Stadtgärtnerei aufgekauft und sich damit gründlich verkalkuliert. Mit der Abwicklung der ansässigen Industrie verfielen die Quadratmeterpreise, weder ein Verkauf noch eine Bebauung des Areals wären momentan gewinnträchtig. Die Schweizer legten das Projekt auf Eis. Derweil wurde die Fläche trotz Zaun als Müllablage- und Drogenumschlagplatz sowie als Hundeklo genutzt. Deshalb war der verhinderte Investor interessiert, als der Stadtteilverein mit der Idee einer Zwischennutzung an ihn herantrat. Der Deal lautete, der Verein und seine Mitglieder können das Grundstück so lange unentgeltlich nutzen, wie das Unternehmen nichts anderes mit der Fläche anfangen will und kann, im Gegenzug sorgen die GärtnerInnen für Ordnung und entheben das Unternehmen damit der Pflicht, regelmäßig Altöl, Waschmaschinen und sonstige Gifte zu entsorgen. Die GärtnerInnen sind aus Sicht der Rech-

¹ Ausführlicher zum Projekt: Andrea Baier (2011): Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig, in : Christa Müller: Urban Gardening. Die Rückkehr der Gärten in die Stadt, München: oekom Verlag, S. 173-190.

² Interview mit Stefan Schmiedichen, 18.6.2010

nungsabteilung wahrscheinlich so etwas wie kostenlose Hausmeister. Umgekehrt könnte der relativ kleine Verein die Grundsteuern, die für das große Stück Land gezahlt werden müssen, kaum aufbringen. In gewisser Weise also eine win-win Situation, wenn da nicht irgendwann doch die Rückführung der Fläche in den Verwertungskreislauf drohen würde.

Im Fortgang der Verhandlungen und Projektvorbereitungen stellten weitere private Eigentümer angrenzender Grundstücke ihre ungenutzten Flächen ebenfalls dem Nachbarschaftsverein zur Verfügung, so dass schlussendlich ein wirklich großes Areal zusammenkam, auf dem 35 Parteien, Familien oder auch FreundInnen, kleinere Parzellen quasi „privat“ und die großzügige Gemeinschaftsfläche mit Wiese, Lehmofen, Spielparcours, Picknicktisch u. Ä. zusammen bewirtschafteten.

Insgesamt sind es 6500 m², die mit vereinten Kräften Stück für Stück entmüllt und neu gestaltet wurden. Das hätten die paar Vereinsmitglieder alleine nicht geschafft. Aber sie verstanden es, die Nachbarschaft zu aktivieren, den Internationalen Bauorden zu sich einzuladen, schließlich die ganze Stadt für das Vorhaben zu interessieren. Christine Weiß, eine der Initiatorinnen, meint: „Du musst dir Verbündete suchen, und Öffentlichkeitsarbeit ist das A und O, wenn du so ein Projekt planst.“ Bei den Aktionen selbst, eine hieß z. B. Wasserleitungssanierung, sei es ratsam, quasi eine „Öffentlichkeitsbeauftragte“ abzustellen, die den PassantInnen erklärt, was vor sich geht. Das erhöhe die Akzeptanz in der Nachbarschaft mit einem Schlag. Manche, die mit einem solchen Projekt eher fremdeln (weil es ihnen zu alternativ oder zu bildungsbürgerlich geprägt erscheint), machen, wenn es etwas zu tun gibt, spontan mit. Sie haben bei diesen Gelegenheiten wertvolle Kontakte geknüpft, sagt Christina Weiß, und sie haben im Anschluss sehr viel geschenkt bekommen, z. B. ist die gesamte Küchenausstattung auf diese Weise zusammengekommen.

Hier wird schon deutlich, wie ein Nachbarschaftsgarten eine sozial-integrative Dimension haben und Leute zusammenbringen kann, die sonst nichts miteinander zu tun hätten. In den Leipziger Nachbarschaftsgärten funktioniert das insbesondere auch über die Offenen Werkstätten, die mit zum Projekt gehören. Während die GärtnerInnen hier eher dem bürgerlich-alternativen bzw. kreativen Milieu angehören, werden vor allem die Fahrradwerkstatt, aber auch die Holzwerkstatt, vielfach von der angestammten (Arbeiter-) Bevölkerung genutzt.

Die Nachbarschaftsgärten haben ihren Anspruch, die AnwohnerInnen zu aktivieren und Stadtentwicklung betreiben zu wollen, gleich in ihre Vereinssatzung geschrieben, und parallel zum Aufbau des Gartens haben sie gemeinsam mit der Stadt „Straßengestaltungsworkshops“ organisiert, die die BewohnerInnen des Viertels zusammenbrachten und auf denen diverse Projekte vorangetrieben wurden. Ein Haus und Grundstück – Casa Blanca – konnte an eine Gruppe junger Leute vermittelt werden, die ein Projekt „Gemeinschaftlich leben und arbeiten“ aufbauen wollen. Sie betreiben ein Café und engagieren sich politisch, inzwischen auch zum Thema Gentrifizierung. Außerdem ist es dem Verein der Buchkinder gelungen, in der Josephstraße mehrere Grundstücke zu erwerben und zu tauschen, so dass hier demnächst hoffentlich der bundesweit erste Buchkindergarten entstehen kann.

Diese Initiativen erfreuten sich insbesondere in der Person von Birgit Seeberger, einer Mitarbeiterin im Amt für Stadtentwicklung und Wohnungsbauförderung und zuständig für den Leipziger Westen, städtischer Unterstützung. Sie schätzte richtig ein, dass durch die Nachbarschaftsgärten im Viertel etwas in Gang kommen könnte: „Die meisten Häuser und Grundstücke in dem Block“, sagt sie, „gehören privaten Besitzern, wenn die nichts machen wollen, kann die Stadt auch nichts machen“. Erst wenn die Eigentümer abreißen, sanieren, verkaufen wollen, können Mittel, die für die Stadterneuerung bereitstehen, ausgegeben werden.³

³ Interview mit Birgit Seeberger, 17.8.2010.

Inzwischen haben viele Häuser und Grundstücke in der Joseph- und den angrenzenden Straßen die Besitzer gewechselt. Die meisten KäuferInnen sind Eigennutzer, d. h. sie wollen hier wohnen. Nicht selten wegen der Nachbarschaftsgärten.

Alles in allem ist das Kalkül von Stadt und Stadtteilverein aufgegangen: Die Abwärtsspirale konnte aufgehalten und gedreht werden. Die NachbarschaftsgärtnerInnen waren in ihrem Engagement sogar so erfolgreich, dass sie sich allmählich fragen müssen, ob sie von der positiven Entwicklung irgendwann überrollt werden, Stichwort Gentrifizierung. Aber das ist ein anderes Thema.

Ein Garten der ersten Stunde sind auch die „Bunten Gärten“ im Leipziger Osten, ein Interkultureller Garten, in dem EinwanderInnen und Einheimische miteinander gärtnern. Hier steht mit hin das Thema Integration im Vordergrund. Das Gelände ist weitläufig, ebenfalls eine ehemalige Gärtnerei, es gibt verschiedene Gewächshäuser, und zusätzlich zu den „privaten“ Beeten, die der Selbstversorgung dienen, wurden hier immer schon gemeinschaftlich Gemüse und Blumen angebaut, die der Verein auf dem lokalen Markt verkauft, um damit z. B. seine Alphabetisierungskurse zu finanzieren. Der Pachtpreis für den städtischen Grund ist moderat, erkennt Anke-Maria Kops-Horn, Initiatorin des Projektes, an, allerdings müssen sie ziemlich hohe Straßenreinigungsgebühren bezahlen, hier würde sie sich noch mehr städtisches Entgegenkommen wünschen.

Interessant ist, dass sich die beiden Garteninitiativen – die Nachbarschaftsgärten im Westen und die Bunten Gärten im Osten Leipzigs – über die Jahre nicht begegnet sind bzw. keinen Kontakt miteinander gesucht haben. Das hat damit zu tun, dass die Gärten sich zunächst nicht als Teil einer Projektlandschaft, sondern mehr als Einzelexemplare gesehen haben und sich ja auch tatsächlich „allein auf weiter Flur“ befanden.

Das ändert sich gerade, die neue urbane Gartenbewegung (vgl. Müller 2011)⁴ findet auch in Leipzig zunehmend AnhängerInnen, inzwischen gibt es mehrere Initiativen im Bereich Urban Gardening, die auch miteinander zu tun haben: Der mobile Garten „Hinterhof“ am Felsenkeller, eine CSA-gestützte Stadtgärtnerei am Stadtrand, die Aktionsgruppe Bürgergärten Plagwitz – die sich im Zusammenhang mit der Neugestaltung eines aufgelassenen Bahnhofsgeländes für Gemeinschaftsgärten einsetzt –, eine Initiative, die im Leipziger Osten einen Nachbarschaftsgarten „Querbeet“ gründen will und eine Gartengruppe, die zwei kleinere Grundstücke gepachtet hat, eins für sich und eins, um dort mit allen, die Lust haben, einen Permakultur-Garten aufzubauen. Sie haben einen Fünfjahresvertrag abgeschlossen und bewirtschaften die beiden Flächen zu fünf Parteien. „Das ist witziger und günstiger“, sagt einer der Beteiligten, „als Vereinsmitglied im Kleingarten zu werden“.⁵

Wie viele „private“ Gemeinschaftsgärten in Leipzig existieren, wo Menschen Land in ihrer Nachbarschaft für den kooperativen Gemüseanbau nutzen, ist schwer zu sagen. Sie sind nirgendwo verzeichnet und nur InsiderInnen bekannt. Die Kontakte der GartenaktivistInnen sind bisher zufälliger oder persönlicher Natur. Eine Netzworkebildung der verschiedenen Initiativen und Projekte steht noch aus.

In Berlin schließt sich die Gartenszene inzwischen auf der kommunalen Ebene zusammen. Auf dem Tempelhofer Flughafen haben die GartenaktivistInnen unter der Überschrift „Allmende_Kontor“ eine 5000 m² große Fläche gepachtet, um sie in einen Gemeinschaftsgarten zu

⁴ Christa Müller (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt, München: oekom Verlag

⁵ Gespräch am Straßenrand.

verwandeln. Die Neuköllner AnwohnerInnen machten begeistert mit. Innerhalb kürzester Zeit entstanden die abenteuerlichsten Beetkonstruktionen, die man sich vorstellen kann, phantasievoll und bunt, 250 insgesamt. Dann war kein Platz mehr. Das Kontor koordiniert und unterstützt nicht nur die Aktivitäten auf dem Tempelhofer Feld, sondern bietet sich zugleich als (berlinweite) Anlauf- und Beratungsstelle für urbane Gemeinschaftsgartenprojekte an. Hier entsteht ein Netzwerk, das künftig bei Freiraumplanung und Stadtgestaltung mitreden und sich der Berliner Senatsverwaltung als kompetenter Ansprechpartner präsentieren will.

Um das Bild zu komplettieren: Guerilla-GärtnerInnen waren in Leipzig auch verschiedentlich unterwegs, z. B. wurde in einer Nacht- und Nebelaktion der Uni-Campus begrünt, und Saatbomben erfreuen sich großer Beliebtheit, es gibt sogar eine spezielle „Leipziger Mischung“. Auch die kreative Bevölkerung unternimmt gerne gärtnerische Interventionen im öffentlichen Raum.⁶ Bertram Weißhaar, zeitweise Guerilla Gardener, permanent Spaziergangsforscher und Künstler, tauschte das Schloss am Gartenzaun der Brachfläche in seiner Nachbarschaft durch ein eigenes mit Zahlenkombination aus, räumte ein bisschen auf und säte Blumen, „damit“, wie er sagt, „die Chiffre ‚Garten‘ im Auge des Betrachters“ entstehen sollte. Zum Schluss brachte er ein Schild mit seiner Telefonnummer an und nannte den Garten „sprawl garden“, von „to spraw“ gleich ausschwärmen, ausspreizen. Seine Aktion lief also auf den Vorschlag hinaus, sich die Brachen in der Stadt als zusammenhängende, zusammengehörende Fläche zu denken, als Naturraum, der wieder in die Stadt zurückwächst, sozusagen als umgekehrter Effekt von Suburbanisierung oder Ausfransung der Stadt ins Umland. Allerdings wurde, wie er sagt, die Aktion wohl nicht so richtig verstanden. Womöglich war den MitbürgerInnen einfach der Begriff „spraw“ nicht geläufig. Auch vom Angebot, ihn anzurufen, um die Zahlenkombination zu erfragen und den Garten temporär zu nutzen, machte innerhalb der zwei Jahre, in denen der Garten bestand, nur zwei- oder dreimal jemand Gebrauch. Nie trat ein Besitzer auf den Plan. Irgendwann fand er den Garten zerstört, weil das Nebengebäude abgerissen wurde und die Bagger übers Grundstück fuhren.

Bei einer anderen Aktion, nahe am Bahnhof, war ein vermeintlicher Eigentümer dagegen sehr schnell zur Stelle. Mit einer ganzen Gruppe von Leuten hatten sie auf einem brachen Grundstück eine blaue Badewanne aufgestellt, Baumstämme und die Fensterrahmen der maroden Hütte zum Zeichen ihrer Inbesitznahme weiß gestrichen, die mitgebrachten Pflanzen auf dem Grundstück verteilt und sich einen netten Tag gemacht. Kurz darauf meldete sich ein Hausmeister bei Bertram Weißhaar, der von Hausfriedensbruch sprach und behauptete, das Gelände gehöre der Telekom. Die stellte allerdings bei Sichtung ihrer Unterlagen fest, dass das gar nicht der Fall war und ihr Hausmeister seit Jahren unnötiger oder auch unrechtmäßiger Weise dort den Rasen gemäht hatte. Der rechtmäßige Eigentümer wurde nie gefunden. Es ist symptomatisch für Leipzig, dass die Eigentümer oft nicht auszumachen sind; und vielfach ein echter Nachteil für die Umnutzung brachliegender Flächen.

Die künstlerischen Interventionen fanden Anfang der 1990er Jahre kein richtiges Echo in der Stadt: „Damals war Urban Gardening einfach noch kein Thema in Leipzig“, meint Bertram Weißhaar. Die Fragen, die er schon früh als Einzelkämpfer stellte, wie die nach dem Verhältnis von Stadt und Natur oder die nach dem Verhältnis von Eigentum und Nutzung, sind allerdings genau die Fragen, die dann von den neuen urbanen Garteninitiativen aufgegriffen werden. Es ist eben kein Zufall, dass das Allmende_Kontor Allmende_Kontor heißt: Die Neuen GärtnerInnen fragen nach der Verwendung innerstädtischer Flächen und problematisieren gängige Nut-

⁶ Gespräch mit Bertram Weißhaar, Mai 2011

zungskonzepte sowie die Interessen dahinter und machen geltend, dass die Stadt den Bürgerinnen und nicht den Investoren gehören sollte (nach dem Motto: „Es ist deine Stadt – grab sie um!“).

Zudem geht es um ein neues Verständnis von Stadt und Urbanität und das Verhältnis zu Natur. Leute, die im (halb-)öffentlichen Raum zusammen mit anderen gärtnern wollen, und eben nicht individuell im Privaten, verändern das Stadtbild bzw. das Bild von der Stadt: Nicht Natur hier und Sozialraum da, sondern Natur als Sozialraum. Städtische Natur nicht (nur) als Park, sondern als produktiver Raum. Natur nicht als das Gegenteil von Urbanität, sondern als Teil von ihr. Wenn sie den Garten wie ein Gemeingut bewirtschaften, bringen sie damit auch Vorstellungen einer anderen Ökonomie zur Aufführung, in denen gemeinsame Nutzung und gemeinsame Pflege eine Rolle spielen. Typisch im Gemeinschaftsgartenkontext sind z. B. Tauschbörsen für Pflanzen und Saatgut.

Im „Hinterhof“, dem ersten mobilen Garten in Leipzig, gibt es folgerichtig keine individuellen Parzellen. Dominik Renner und Jakob Ottilinger, die Initiatoren des Projekts, nennen das „partizipative Landwirtschaft“ – d. h. die Leute können mitmachen, sich einbringen, aber sie können das gewachsene Gemüse nicht „privat“ mit nach Hause nehmen. Es wird entweder von allen HelferInnen nach einem Arbeitseinsatz gemeinsam verspeist oder, perspektivisch, auch an lokale Lebensmittelverbraucher und -verteiler wie Bioläden und Restaurants verkauft, um mit dem Erlös zum Bestand des Projektes beizutragen. Ein solches Konzept trifft verständlicher Weise auf Verwunderung bzw. Unverständnis, wie einer der begeisterten Mithelfer berichtet. Seine FreundInnen, sagt er, fragen ungläubig nach, wenn er von seinem neuen Hobby, im Gemeinschaftsgarten Salatpflanzen zu pikieren, erzählt. Dass er das macht, ohne Besitzrechte am Salatkopf zu erwerben, will ihnen nicht so recht einleuchten. Ihm geht es aber um die Tätigkeit an sich als Ausgleich zu seiner sonstigen (Computer-)Arbeit und um die gemeinsame Sache, diesen besonderen Ort – für gemeinschaftlichen Gemüseanbau, für Umweltbildung, für Nachbarschaftszusammenkünfte, für Kultur- und Diskussionsveranstaltungen, für Gartenfeste – in der Stadt zu schaffen.⁷

Dieser besondere Ort ist in der Stadtplanung bisher nicht vorgesehen. In Leipzig gibt es zwar immer noch viele Brachen, aber die meisten gehören privaten Eigentümern, die an einer Dauergartennutzung nicht interessiert sind, weil sie ihr Grundstück mittelfristig veräußern oder bebauen wollen; und die Stadt kämpft mit einer angespannten Haushaltslage und verhält sich deshalb ähnlich wie ein privater Eigentümer.

Immerhin bot das Liegenschaftsamt den Leuten vom „Hinterhof“ im Frühjahr 2011 für ein Jahr eine Fläche zur Zwischennutzung an. In diesem ersten Jahr haben sich die Initiatoren mit der Sense einen Weg durchs menschenhohe Gras gebahnt, die Brombeerhecke gestutzt, eine beachtliche Menge an MitstreiterInnen gesammelt und ein ausnehmend schönes Fleckchen Stadtnatur geschaffen. Das Gelände eignet sich sehr, ist verkehrstechnisch gut zu erreichen und verfügt mit dem Jugendzentrum nebenan über ansprechende Nachbarschaft, inklusive Wasser- und Stromanschluss. Mittelfristig könnte man auch einen alten Brunnen wieder in Betrieb nehmen. Aber die Stadt will das Grundstück verkaufen. Inzwischen konnten die Neugärtner den Pachtvertrag zwar um ein weiteres Jahr verlängern, allerdings findet sich jetzt die Klausel im Vertrag, dass sie auch früher gehen müssen, wenn der Käufer das wünscht. Planungssicherheit sieht anders aus. Vorsorglich haben sie sich für 2012 schon einmal zwei Dachgärten gesichert, denn nächstes Jahr wollen sie auf jeden Fall ernsthaft in die Gemüseproduktion einsteigen. Und auf jeden Fall soll es ein Café, wenn nötig ein Container-Café, geben, in dem das Selbstgezeugene dann auch verkocht werden kann. Ein Platz dafür wird sich schon finden, selbst wenn der

⁷ Besuche im Garten im Mai, Juli, September 2011.

Gartenvertrag vorzeitig gekündigt wird. Aber im Grunde bräuchten sie mittelfristig einen Ort, wo sie sich niederlassen können und das Projekt Wurzeln schlagen und wachsen kann.

Der Prinzessinnengarten in Berlin Kreuzberg war der erste, der auf das Dilemma mit der Zwischennutzung mit dem Konzept des Mobilen Gartens reagierte. Auch am Moritzplatz wachsen Kartoffeln und Gemüse nicht im Boden, sondern in Kisten und Reissäcken. Ausgedacht haben sich das die Gartengründer nicht selbst, sie haben die Idee aus Kuba mitgebracht.⁸

Der Prinzessinnengarten hat viele Nachahmer inspiriert, u.a. in Hamburg, München, Köln, Bielefeld und eben auch Leipzig. Einmal aus pragmatischen Gründen: Wenn der Zeithorizont für die Zwischennutzung eher kurz ist, pflanzt man besser in transportablen Gefäßen, die man mitnehmen kann, wenn ein Umzug ansteht. Außerdem pflanzt man auch besser in Kisten, wenn die Bodenbeschaffenheit noch nicht geklärt ist und Schadstoffe zu befürchten sind. Schlussendlich scheint ein mobiler Garten aber auch irgendwie dem Lebensgefühl vieler junger StadtbewohnerInnen zu entsprechen. Die Betreiber des Prinzessinnengartens nannten ihre (gemeinnützige) Firma programmatisch „nomadisch grün“. Allerdings sagen sie mittlerweile, dass sie gerne am Moritzplatz bleiben würden. Sie haben inzwischen realisiert, welcher entscheidenden Anteil diese bestimmte Nachbarschaft am Erfolg des Projektes hat, und die Nachbarschaft kann nicht mitziehen, wenn sie mit ihren Kisten eine neue Bleibe brauchen.

Das ist ein zentrales Argument für die Forderung der Initiative „Bürgergärten Plagwitz“, bei der Neugestaltung eines stillgelegten Bahnhofsgeländes Flächen für Gemeinschaftsgärten einzuplanen: „Die Nachbarschaftsgärten in der Josephstraße zeigen, dass der Bedarf an alternativen Gartenanlagen enorm ist ... Das Problem jedoch ist, dass diese Flächen nur temporär als Gärten genutzt werden sollen, bis die Grundstückseigentümer Anderes vorhaben. Der Bedarf belegt aber, dass eine dauerhafte Lösung (...) auch für diese Gartenformen notwendig ist. Und was wäre besser dafür geeignet, als eine städtische Fläche, die im weitesten Sinne für eine Bepflanzung und nicht für Bebauung vorgesehen ist.“⁹

In der Tat. Da haben sie recht.

Und trotzdem: Die Kultivierung von Gemüse in umgenutzten Behältnissen, vor urbaner Kulisse, umtost von Verkehr, hat offenbar ihre ganz eigene Attraktivität. Jedenfalls avancierte der mobile Garten in kürzester Zeit nicht nur zum Liebling der KiezbewohnerInnen aller Art, sondern auch noch zum Medienstar. Er vermittelt in seiner Ästhetisierung eines postmodern-urbanen Lebensstils, dass er sich eben nicht von der Stadt abwendet, sondern sich positiv auf sie bezieht.

Vereinzelt entstehen Gemeinschaftsgärten auch schon vor der Jahrhundertwende, aber die meisten werden erst danach gegründet, vor allen Dingen werden sie erst neuerdings (medial) wahrgenommen. Nicht zufällig sind die Interkulturellen Gärten die ersten Gemeinschaftsgärten.¹⁰ Viele MigrantInnen bringen die Affinität zu Gartenbau und Selbstversorgung aus ihren

⁸ Dort wird bekanntermaßen seit dem Zusammenbruch der industriellen Landwirtschaft die Versorgung der Bevölkerung zu einem großen Teil durch die von StadtbewohnerInnen selbst – und teilweise eben in Kisten – angebauten Lebensmitteln gesichert (vgl. Daniela Kälber (2011): *Lebendige Gärten. Urbane Landwirtschaft in Kuba zwischen Eigenmacht und angeleiteter Selbstversorgung*, Frankfurt/M, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang Internationaler Verlag der Wissenschaften).

⁹ www.stiftung-ecken-wecken.de

¹⁰ Vgl. Christa Müller (2002): *Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Interkulturellen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*, München: oekom Verlag; www.stiftung-interkultur.de

Heimatländern mit, gleichzeitig verfügen sie nur selten über die Mittel, sich einen eigenen Garten leisten zu können, zudem waren sie in traditionellen Kleingartenanlagen zunächst nicht gern gesehen, und das deutsche Vereinsgartenwesen liegt vielen auch nicht. Deshalb wundert es nicht, dass die Idee des Interkulturellen Gartens, einmal erfunden, sich in Windeseile verbreitet.¹¹ Auch in den Interkulturellen Initiativen geht es schon um die Themen, die später in den Gemeinschaftsgärten sehr explizit eine Rolle spielen werden: das Naturverhältnis, die Umweltbildung, die Frage nach städtischen Freiräumen (insbesondere für Kinder und Frauen), gesellschaftliche Integration, Gemeinschaftsbildung, Empowerment, Selbstversorgung, Ernährungssouveränität u. Ä.

In Leipzig stand die Gründung der ersten Gärten zunächst unter dem Motto Brachflächenmanagement bzw. Stadtgestaltung oder – im Falle der Bunten Gärten – unter der Überschrift „Interkultur“. Die neuen Initiativen stellen sich von Anfang an in den Kontext globaler Problemlagen wie Ressourcenverknappung, ungerechte Weltwirtschaftsordnung, Umweltzerstörung etc. Marian Schwarz, der am Stadtrand von Leipzig ein 7000 m² großes Stück Land gepachtet hat, um dort seine „Solidarische Feldwirtschaft“, eine CSA (Community Supported Agriculture) gestützte Stadtgärtnerei,¹² aufzubauen, hat den Ehrgeiz, die Gemüseproduktion mittelfristig erdölunabhängig zu betreiben. Peak Oil ist bekanntermaßen vor allem auch für die industrielle Landwirtschaft ein Problem.

Die Betreiber des Gemeinschaftgartens „Hinterhof“ haben ihren Verein „Initiative für zeitgenössische Stadtentwicklung“ genannt, und „zeitgenössische Stadtentwicklung“ muss sich an den „zukünftigen Herausforderungen in Städten“ angesichts zu erwartender weltweiter Problemlagen orientieren. Urbane Gärten und urbane Landwirtschaft verstehen sie „als Medium“ sich mit sozialen und ökologischen Fragen auseinander zu setzen.¹³

Das Augenmerk gilt zwar dem Nahraum, aber verortet in der einen Welt. Die neuen GärtnerInnen nehmen für sich in Anspruch, nachhaltige gesellschaftliche Entwicklungsstrategien entwickeln zu wollen; sie verstehen den Garten als „Zukunftswerkstatt, in der beispielhaft globale Fragen anhand lokaler Initiative auf machbare Formate heruntergebrochen werden“.¹⁴

Ausgerechnet Gemüse!

Unter der Überschrift Nahversorgung, Biodiversität und ökologische Nahrungsmittelversorgung spielt der Anbau von Gemüse eine zentrale Rolle. Sowieso und parallel (zum Aufkommen der Neuen Gärten) interessieren sich wieder mehr Leute für einen Schrebergarten oder Grabeland, teilweise auch neue Nutzergruppen wie junge Familien, Wohngemeinschaften oder eine Freundesgruppe. Und auch denen geht es nicht nur ums Chillen im Grünen, sondern auch um Gartenbewirtschaftung. Jedenfalls beobachtet Herr Mayer (vom „Stadtverband Leipzig der Kleingärtner e.V.“) dieses Phänomen und kommentiert es wie folgt: „Die jungen Leute sind auf dem Öko-Trip, die wollen Gemüse“.¹⁵

¹¹ 2011 feierte der älteste Interkulturelle Garten – in Göttingen – 15jähriges Jubiläum, inzwischen gibt es mehr als hundert Interkulturelle Gärten im ganzen Bundesgebiet, siehe www.stiftung-interkultur.de

¹² Community Supported Agriculture bedeutet, dass KonsumentInnen Verantwortung für ihre Versorgung mit Lebensmitteln übernehmen; sie finanzieren die Produktion vor, sind an guten wie an schlechten Ernten beteiligt und in manchen Fällen auch an der Arbeit in Feld und Hof. Die konkrete Ausgestaltung variiert von Fall zu Fall.

¹³ Vgl. www.ifzs.de

¹⁴ Aus der Satzung des Vereins „o’pflanz is, die zur Eröffnung am 4. Oktober 2011 im Garten aushing (www.o-pflanz-is.de).

¹⁵ Interview mit Herrn Mayer, 2.9.2011

Eine Zeitlang schien es, als hätten sich Gemüsegärten endgültig überlebt. Im Westen spätestens in den 1960er Jahren, im Osten nach der Wende, tendierten sogar die Schrebergärten in Richtung Zierbeete und kostengünstige Wochenendhäuser. Gemüseanbau lohnte sich ökonomisch einfach nicht mehr und wurde dadurch zum Anachronismus.

Auch heute dienen private wie Gemeinschaftsgärten hierzulande nur vereinzelt der Ernährungssicherung. Aber sie sind der Ort, von dem ausgehend sich zunehmend mehr Menschen wieder Gedanken um Ernährungssouveränität machen, bzw. sie sind ein Ausdruck dafür, dass die Lebensmittelproduktion der Gesellschaft in einem umfassenden Sinne zum Problem geworden ist. Dass die Lebensmittelkonzerne bestimmen, was auf den Tisch kommt, wird vielen zunehmend unheimlich. Ob die industrielle Landwirtschaft gesunde Lebensmittel produziert, scheint immer zweifelhafter. Und warum Gemüse, Obst, Fleisch, Fisch und Joghurt quer durch die Republik transportiert oder aus fernen Landen und zur Unzeit herbeigeschafft werden muss, erschließt sich auch nicht allen Menschen. Viele wollen einfach wieder wissen: Was wächst wann wo? Was wächst hier und wie kann man Dinge eigentlich zubereiten?

Kerstin Stelmacher vom Kiezzgarten Schliemannstraße (in Berlin Prenzlauer Berg) sagt, dass sich die Gemüseproduktion eher allmählich, unmerklich in ihr Projekt eingeschlichen hat, dass es ihnen zunächst um das Grün und die Nachbarschaft bzw. darum ging, den Kindern den Umgang mit den Pflanzen zu ermöglichen. Aber dann haben sie angefangen, alte Sorten, z. B. Kartoffeln, anzubauen – und waren damit schnell bei der Saatgutfrage.¹⁶

Auch bei den Leipziger Nachbarschaftsgärten richtete sich das Interesse, wie gesagt, anfangs auf die Wohnumfeldverbesserung. Die großen Fragen wie Ernährungssicherheit oder Klimaproblematik standen nicht auf dem Plan. Interessanterweise wurde trotzdem von Anfang an Gemüse angebaut. Und Stück für Stück ging es dann in Richtung „städtische Landwirtschaft“, spätestens seit Schweine in den Garten einzogen und man sich deshalb als innerstädtischer Mastbetrieb registrieren ließ. Hühner wurden letztes Jahr auch noch angeschafft. Und Überlegungen, ob sie ein Möhrenfeld für die Nachbarschaft anlegen sollten, vielleicht auch noch eine Fläche Kohlrabi und Blumen, gibt es auch. Unter der Überschrift „Frische Produkte für die Anwohner“ wäre das dann ein offener Selbsterntegarten, der die Produkte vor der Haustür promotet, er würde zeigen: „Ihr müsst nicht in den Supermarkt gehen, und Selbstangebautes schmeckt besser“.¹⁷

Die Interkulturellen Gärten hatten die Gemüseproduktion immer schon mit im Programm, die MigrantInnen wollten die aus ihren Heimatländern stammenden Sorten anbauen. Hier gab es auch handfeste ökonomische Motive. Gemüse und Kräuter in der gewünschten Qualität und Menge könnten sie sich sonst oft nur schwerlich leisten. Außerdem kann man mit dem Erntegut auch einen schwunghaften Handel betreiben: Pfefferminze gegen Erdbeermarmelade oder auch frisches Gartengemüse gegen eine Stunde Nachhilfe fürs Kind. Die MigrantInnen waren auch in Sachen Saatgutvorsorge immer vorbildlich bzw. besonders aktiv.

Marian Schwarz (der mit der solidarischen Feldwirtschaft) meint: „Das Essen ist die Basis von allem. Um das Essen müssen wir uns zuerst kümmern.“ Er plant, für 50 Personen (plus ein paar Kinder), die dafür 50 Euro im Monat zahlen müssten, Gemüse anzubauen. Die fünfzig „Mit-Bauern“ müssten von Zeit zu Zeit, beim Säen und Anpflanzen, auch mit-tun. Für ihn die Idee mit der Social Supported Agriculture letztlich eine Frage der Konsequenz, es gehe darum, „Farbe zu bekennen“: „Will ich wirklich Verantwortung für meine Versorgung mit Lebensmitteln über-

¹⁶ Kerstin Stelmacher auf dem 3. Werkstattgespräch Urbane Subsistenz, München Oktober 2008

¹⁷ Interview mit Stefan Schmiedichen, 18.06.2010

nehmen?“ Im Bioladen einkaufen, sagt er, ist zu wenig. Besser, man macht sich selbst die Hände schmutzig.¹⁸

Aber die Ernährungssouveränität ist nicht die einzige Frage, die die Gartenszene umtreibt. Es geht um Souveränität ganz allgemein, allerdings nicht im individuellen Sinne, sondern um Souveränität im Plural, mit anderen zusammen: Was können wir eigentlich (noch) selber? Wie können Fähigkeiten reaktiviert und weitergegeben werden? Es geht um Mobilität (z. B. in Form von Lastenfahrrädern), Nachbarschaft, Partizipation, Solidarität, um die Frage, was es bedeutet, (in der Stadt) in fast allen Lebensbereichen auf den Konsum reduziert zu sein. Es geht es um grundlegende Dinge: neben Lebensmittelproduktion, Tierhaltung und Kochen auch um Energiegewinnung, Pflanzenzucht, Saatgutvorsorge. Es geht um Selbsthilfe (statt Vertrauen in Politik und Institutionen), um neue Formen der Kooperation (zwischen Menschen und zwischen Menschen und Natur), neue Politikformen, alternative Erwerbs- und Beschäftigungsmöglichkeiten, ein anderes Verhältnis zur Warenwelt; z. B. Upcycling ist ein Riesenthema.

Die Verwandtschaft zu anderen Initiativen im Bereich Selbermachen und Citizenship ist augenfällig. Mehr Eigenmacht ist immer die Überschrift: „Ich will wissen, wie das geht, ein Huhn halten, ein Schwein schlachten, Seife siedern, auch wenn ich das nicht alle Tage mache oder im Moment nicht darauf angewiesen bin.“ Man will bestimmte Kulturtechniken beherrschen und auch den Kindern zeigen: So ist das mit dem Boden, so geht das mit dem Gemüse, so geht das mit dem Brot etc.

Was den Beitrag der Neuen Gärten insgesamt (Nachbarschaftsgärten, Mietergärten, Dachgärten, Krautgärten, Interkulturelle Gärten) zur Klimaanpassung angeht: Auch sie können – wie die Kleingärten – mikroklimatische Zonen schaffen und stadtökologische Funktionen wahrnehmen; womöglich mehr noch als städtische Parks. Chicagos Stadtverwaltung jedenfalls setzt angesichts des Klimawandels voll auf die Begrünung der Stadtdächer.¹⁹ Elisabeth Meyer-Renschhausen bezeichnet Community Gardens als „die praktische Umsetzung der Agenda 21-Beschlüsse der Weltumweltkonferenz von Rio“ (weil sie der ökologischen Nahrungsmittelproduktion dienen und zur Nahversorgung der StädterInnen beitragen).²⁰ Ihr bedeutendster Beitrag ist aber womöglich ein indirekter: Urbane Gärten verändern urbane Lebensstile, urbane Gärten stellen die industriell geprägten Lebensstile gewissermaßen auf den Kopf: Muße statt Effektivität, Eigenverantwortlichkeit statt Verantwortungsdelegation, Selbermachen statt Kaufen, Kooperation statt Konkurrenz, Gemüse statt Fertigpizza. „Was wir hier sehen, ist eine Verschiebung der Statussymbolik hin zu postmateriellen Werten und Lebensstilelementen“, sagt Christa Müller.²¹

In gewisser Weise könnten die Neuen GärtnerInnen als VorkämpferInnen für die Postwachstumsgesellschaft verstanden werden: Wenn es gut geht, können bei den anstehenden gesellschaftlichen Transformationen die materiellen Wohlstandsverluste von neuen Wohlstandsmodellen abgelöst werden: Mehr Partizipation, mehr Demokratie, mehr Gerechtigkeit, mehr Transparenz, mehr Kooperation (mit Mensch, Tier und Pflanze), ein bekömmlicheres Naturverhältnis, mehr (Stadt)Natur, mehr Kontemplation, mehr Selbstbestimmung, mehr Freiraum für Kreativität. Die GärtnerInnen üben schon mal.

¹⁸ Gespräch mit Marian Schwarz, 4.9.2011

¹⁹ Die Zeit, 24. November 2011

²⁰ Elisabeth Meyer-Renschhausen (2004): Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag, S.11

²¹ Christa Müller, Eröffnungsvortrag Ausstellung Carrot City, 8.11.2011 in München